

(Nachdruck verboten.)

Herrn Zickendrath's Pensionäre.

7) Roman von D. Eugen Hoffmann.

Es war ein feierlicher Augenblick. Keiner wagte ein lautes Wort zu sprechen. Emil Schönfeld, der nicht ordentlich hinzusehen konnte, tippte seinen Nachbar Gustel leise auf den Arm und fragte im Flüsterton: „Apffel oder Kastanien?“ — Er meinte die Füllung.

„Ich weech nich“, gab Gustel ungnädig zurück. Ihm war an der Füllung gar nichts gelegen. Nach Fleisch, nach Fleisch stand all sein Sinn.

Die Spannung war auf's Höchste gestiegen. Herr Zickendrath hob die linke Hand mit der Gabel und stach mit kühnem Schwung nach dem Rückgrat des Opfertieres. Und der Himmel weiß, wie es geschah — es konnte es nachher keiner richtig erzählen — es machte klitsch! über den großen Teller hinweg und dann klatsch! zwei Meter davon mitten in der Stube. Die Gans war weg, bei der Thür lag sie auf dem Fußboden. Die Füllung hatte sie bei ihrem letzten Fluge über den ganzen Teppich verstreut. Es waren „Apffel“.

Zwei Sekunden lang stand Aller Athem still. Dann erhob sich ein fürchterlicher Lärm.

Gustel war der erste, der in ein entsetzliches Gelächter ausbrach, nachdem er sich überzeugt hatte, daß es der Gans weiter nichts geschadet hatte. Herr Zickendrath sprang auf und schimpfte wie ein Kümmeltürke, indem er bald die Gabel, bald die Gans, bald den Himmel und bald die Hölle für sein Ungeschick verantwortlich machte.

Der kleine Emil rutschte auf den Knien in der Stube umher und fing die Apffel ein, wobei er wie ein trauriges Hündchen vor sich hinwimmerte: „Wie schade, wie schade um die schönen Apffel!“

Nur Johannes verstummte jäh nach dem ersten unwillkürlichen Lachausbruch und ging verlegen, mit zögernden, trippelnden Schritten nach der Thür, wo sich Manni mit hochrothem Kopf über das entflozene Geflügel beugte.

„Ach, lassen Sie nur, lassen Sie nur gut sein!“ sagte er und umfaßte begütigend ihren Arm. „Es wird schon noch schmecken.“

Es schmeckte auch noch, und sie wurden alle satt. Emilchen hatte sogar einen unerwarteten Vortheil von dem Unglücksfall: er durfte die sämmtlichen Apffel allein essen. Die übrigen verzichteten darauf, nachdem Gustel festgestellt hatte, daß Haare daran wären, vom Teppich.

IV.

Am nächsten Morgen um acht Uhr begann die Schule.

Herr Zickendrath, der sich der Größe seiner Verantwortlichkeit voll bewußt war, war schon um halb sechs munter und putzte pfeifend seine Stiefeln. Punkt sechs wedte er seine Frau und Manni zum ersten Male. Aber erst nach halb sieben hatte er die Genehmigung, die beiden Frauenzimmer austauschen zu sehen.

„Was sollen wir denn schon so früh?“ sagte Mutter Zickendrath unwirsch.

„Ach, was Ihr sollt!“ gab er doppelt gereizt zurück, weil er es eigentlich selbst nicht wußte. „Geschäft ist Geschäft. Und damit basta!“

Und um weiteren Auseinandersetzungen aus dem Wege zu gehen, begab er sich wieder auf den Hof und nahm seine Stiefel noch einmal vor.

Von 7 Uhr an besand er sich auf einer ununterbrochenen Wanderung zwischen dem Erdgeschob und dem ersten Stockwerk. Anfanglich erhielt er auf sein Pochen und Klopfen unwilliges Grunzen und Murren zur Antwort. Als ihn das nicht abhielt, seine Bemühungen in regelmäßigen Zwischenräumen zu erneuern, blieb Alles still hinter den verschlossenen Thüren.

Die hartnäckigen Schläfer setzten dem Störenfried ein trotzig ablehnendes Schweigen entgegen, das ihn schließlich ganz nervös machte. Er war eben im Begriff, ein heiliges Donnerwetter loszulassen, als Johannes erschien. Das besänftigte ihn wieder für einige Zeit. Nach einer Weile fand sich auch Emil am Kaffeetische ein. Aber Gustel blieb unsichtbar. Minute um Minute verrann, Johannes und Emil schickten

sich an zu gehen, Gustel war noch nicht da. Herr Zickendrath triegte es mit der Angst.

„Nanu, es wird ihm doch nichts passiert sein,“ sagte er.

„Ach, um Gotteswillen,“ lachte Johannes, „das macht der immer so. Der hat seinen Kaffee noch nie anders als im Stehen getrunken.“

Herr Zickendrath schwoll der Ramm. „Also bloß Bummelei. Da soll doch gleich . . .“ und er kletterte zum zehnten Mal die Stiege hinan.

Als er halb oben war, kam etwas in rasender Geschwindigkeit an ihm vorbeigefegt, das sich ihm erst, nachdem es vorbei war, als ein halb angezogener Mensch entpuppte. Die Weste stand noch offen, nur ein Rockärmel war besetzt, während der andere im Zugwind hinterher flatterte, ein Pantoffel saufte durch den ganzen Flur bis zur Hausthüre, ein Buch wirbelte durch die Luft, verlor ein paar Blätter, landete am Fuß der Treppe, wurde wieder aufgerafft — und dann war die Erscheinung im Wohnzimmer verschwunden. Herr Zickendrath aber stand noch immer mit offenem Munde.

Als er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte und das Wohnzimmer betrat, erstaunte er noch mehr. So was von Vielfeitigkeits an einem einzelnen Individuum war ihm noch nicht vorgekommen. Gustel stand tief über den Tisch hinabgebeugt und trank aus der Kaffeetasse, ohne die Hände zu gebrauchen. Die waren nämlich beschäftigt, die Kravatte zu kneten. Und dabei stierte er unverwandt in ein aufgeschlagenes vor ihm liegendes Buch und murmelte unverständliche Worte zwischen dem Schlucken.

Herr Zickendrath war zu erregt, um einen wohlgefekten Verweis, wie es sich gebührt hätte, zu Tage zu fördern. Er brachte es nur zu einigen abgerissenen Sentenzen über den Segen zeitigen Aufstehens und über die allgemeinsten Formen der Wohlständigkeit.

Gustel merkte erst gar nicht, daß es ihm galt. Als er aber zu dieser Erkenntniß kam, sagte er knurrig, ohne den Blick von seinem Buche zu verwenden: „Na ja, nun sein Sie doch mal stille! Ich muß das hier doch noch einmal durchlesen. Wir haben nämlich das erste Kapitel zu memoriren auf,“ fügte er in etwas milderem Tone hinzu, „und ich habe es ganz vergessen.“

Herr Zickendrath war von dieser Auskunft zwar nicht voll befriedigt, aber er beschloß doch, in anbetragt der besonderen Umstände, die Angelegenheit zu vertagen. Man kann ja schließlich so was leicht einmal vergessen, namentlich über die Ferien. Da muß man schon einmal Rücksicht nehmen, fünf gerade sein lassen. Es waren eben Jungen, du lieber Himmel! Er war ja auch nicht so. Den Bedanten wollte er nicht spielen. Wenn der Dengel bloß noch fertig wurde zur rechten Zeit!

Er trippelte um ihn herum und sah aller paar Sekunden nach der Uhr.

„Gustel, Sie kommen zu spät!“ mahnte er, als der Burche noch immer keine Anstalten machte, abzugehen.

„Ach was!“ kam es gleichmüthig zurück. „Schwanz ich die Andacht.“

Endlich, zwei Minuten vor voll, klappte der Zunge sein Buch zu, sah sich wild in der Stube um und — „meine Stiefel!“ brüllte er.

Da! . . . Nun hatte er noch keine Stiefeln an.

Herr Zickendrath stürzte hinaus auf den Flur, wo er das Werk seiner Morgenstunde aufgebaut hatte. Als er damit zurückkam, stellte es sich heraus, daß die Strippen beider Stiefeln vermittelst eines Bindfadens sumreich und fest verbunden waren. Das war natürlich früh noch nicht gewesen.

„Johannes, das Luder!“ knirschte Gustel, als er den Schaden beschah. „Na warte, Nanaille!“

Er ergriß das Buttermesser, schnitt den Bindfaden entzwei, fuhr in die Langschäftigen, riß alles Mögliche vom Tische an sich: Bücher, Mütze, Frühstück, und rannte ohne Gruß zur Thüre hinaus.

Herr Zickendrath aber blieb eine ganze Weile, in tiefes Sinnen verloren, mitten im Zimmer stehen. Dann hob er den Kopf:

Nun ja, da konnte ja das Erziehungswerk beginnen!

Ja . . . die Sache hatte doch ungeahnte Schwierigkeiten.

Herr Zickendrath ging die folgenden Tage wie im Traum umher.

Schwierigkeiten, die nicht nur in dem Charakter und den Sitten der Jungen lagen. Bei sich selbst mußte man anfangen. Man mußte wahrhaftig erst selbst anders werden. Die Geschichte mit dem verunglückten Gebet ging ihm immerzu im Kopf herum. Da lag so eine Schwierigkeit.

Seit er erwachsen war, lebte Herr Zickendrath gottlos. Mit Bewußtsein und ohne Gewissensbisse. Seine Art von Gottlosigkeit war in den Kreisen, in denen er früher gelebt hatte, ganz allgemein gewesen, die echte Gottlosigkeit des „freisinnigen“ Bürgerthums, hervorgegangen aus Selbstzufriedenheit und Dinkel. Sie war nicht laut und offen gewesen. Nur wenn man sich unter Gesinnungsgenossen mußte, erlaubte man sich wohl einmal einen derben Scherz. Sonst — war man vorsichtig. Man konnte nicht wissen. Diese Kerle, die Pfaffen, hatten ihre Ohren überall. Und das konnte Unannehmlichkeiten im Gefolge haben. Nachgedacht hatte Zickendrath über derartige Dinge eigentlich nie. Es lohnte nicht der Mühe. Es war eben dummer Schnad. Das heißt, natürlich — einen Herrgott gab's ja wohl, das hielt man einfach als anständiger Mensch fest. So weit konnte man nicht gehen. Das unterschied einen von den Nothen, die gar nichts mehr glaubten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Märchen von den dunklen Erdmonden.

Seit etwas mehr als einem Jahre spuken in manchen Zeitungen und in den Köpfen vieler Leichtgläubigen die dunklen Erdmonde, die ein Hamburger Prophet und gottbegnadetes Genie entdeckt haben will. Anfangs war nur von einem zweiten Monde die Rede, bald aber folgte ein dritter und sogar ein ganzes System von Monden, die unsere Mutter Erde begleiten und sie in den verschiedensten Richtungen umkreisen. Die Astronomen sehen diesen sogenannten Entdeckungen, welche von einigen konfusen Köpfen als eine der hervorstechendsten Großthaten unseres Jahrhunderts verherrlicht werden, zwar hartnäckigen Unglauben entgegen und erklären die Erscheinungen, um die es sich handelt, in wesentlich anderer Weise; aber die Astronomen sind eben Fachleute, meinen der Entdecker und seine Anhänger, und das Urtheil von Fachleuten ist eben durch ihre einseitige Beschäftigung getrübt; in Vorurtheilen befangen besitzen sie nicht die Fähigkeit, neue Entdeckungen, die ihren hergebrachten Vorstellungen widersprechen, unbefangen zu würdigen. Deshalb wendet sich der Entdecker auch an das große, Zeitungen lesende Publikum, um auf diese Weise die Kunde seiner Entdeckung zu verbreiten und die Kenntniß der von ihm angeblich neu gefundenen Monde möglichst allgemein zu machen.

Die erste Grundlage für die Entdeckung geben alle Nachrichten über merkwürdige, unerklärliche Erscheinungen am Himmel und vor der Sonne. So hatte ein Legationsrath Lichtenberg in Gotha am 19. November 1702 einen dunklen Körper drei Stunden lang vor der Sonne beobachtet, und von ähnlichen zum Theil leuchtenden Erscheinungen war öfters berichtet worden.

Zum Theil sind solche Erscheinungen sehr leicht und einfach zu erklären. Es ist bekannt, daß im Weltraume ungezählte Schaaren kleiner und kleinster Weltkörper ihre Bahn ziehen, und daß die Erde alltäglich solchen Meteoriten begegnet: in die Atmosphäre eindringend werden sie durch die Luft in ihrer schnellen Bewegung — sie legen 30 bis 100 und noch mehr Kilometer in der Sekunde zurück — gehindert und gerathen dadurch in lebhaftes Glühen, so daß sie als Sternschnuppen oder Feuerkugeln sichtbar werden. Zuweilen explodiren bei der gewaltigen Hitze die in ihrem Innern sich bildenden Gase, und die Bestandtheile des Meteoriten fallen zur Erde nieder; meist bilden sie feinen Meteorstaub und Stücke von wenigen Milligramm und Gramm; doch kommen auch größere bis zu mehreren tausend Zentnern Gewicht vor. Wenn nun solche größeren Meteorite von mehr als einem Kilometer Durchmesser in der Nähe der Erde vorbeifahren, oben in die Atmosphäre eindringen und durch ihr Erglühen sichtbar werden, so ist es bei ihrer Kleinheit zwar ausgeschlossen, daß sie durch Zurückwerfung des Sonnenlichtes zu unserer Wahrnehmung kommen, wie der Mond; doch reicht ihre Größe immerhin aus, um als kleine dunkle Scheibe zu erscheinen, wenn sie, von dem Standort irgend eines Beobachters aus gesehen, zwischen diesem und der Sonne oder dem Mond stehen. Je nach ihrer Geschwindigkeit und ihrer Entfernung werden sie dann in längerer oder kürzerer Zeit sich an der hellen Sonnen- oder Mondscheibe vorüber bewegen.

Dringt ein solches Meteor mit einer auf den Beobachter hin gerichteten Bewegung in die Atmosphäre ein, so wird es seinen scheinbaren Ort am Himmel fast unverändert bewahren, jedoch an Glanz, Helligkeit und scheinbarer Größe während einiger Sekunden und selbst einiger Minuten rasch zunehmen. Auf diese

Weise lassen sich viele der wunderbaren Nachrichten aus früheren Zeiten erklären, namentlich, wenn man bedenkt, wie gern die geschäftige Phantasie merkwürdige Erscheinungen ausmalt; betrachtet man die Berichte mit nüchternem Sinne, so wird man sehr oft im Stande sein, die ihnen zu Grunde liegenden Thatsachen zu begreifen. Aber keineswegs wird dies immer der Fall sein. Wir müssen unumwunden eingestehen, daß es eine ganze Reihe gut verbürgter Erscheinungen am Himmel oder in unserer Atmosphäre giebt, für die uns zur Zeit noch jede Erklärung fehlt. Wir erinnern nur an die sogenannten Kugelblitze, feurige Kugeln, die eine längere Bahn beschreiben und unter donnerähnlichem Getöse verschwinden.

Der Hamburger Entdecker glaubte nun, indem er Nachrichten solcher Erscheinungen, speziell der Vorübergänge kleiner dunkler Scheiben an der Sonne, sorgfältig sammelte, hier eine bestimmte Regelmäßigkeit zu finden; er schloß daraus, daß die Erde einen zweiten dunklen Begleiter oder Mond habe, der durch diese Vorübergänge an der Sonne sichtbar werde, und berechnete auf dieser Grundlage seine Umlaufzeit und seine Bahn. Darnach prophezeite er, daß dieser Mond am 3. Februar 1898 an der Sonne vorbeigehen werde und alsdann sicher zu beobachten sei.

An dem vorausgesagten Tage, am 3. Februar, wurde zwar nirgends etwas gesehen; aber am folgenden Tage, am 4. Februar, wurde in Greifswald von mehreren Personen der Vorübergang eines dunklen Körpers an der Sonne beobachtet. Sollte der Prophet also doch recht haben, und dieses der berufene zweite Mond sein? Ach nein! hiergegen sprachen sehr gewichtige Gründe, so gewichtige, daß der Prophet selbst sich ihnen nicht völlig verschließen konnte. Der zweite Mond sollte sich, wie die Erde selbst, wie der längst bekannte Mond, wie überhaupt alle Planeten und fast alle Monde, am Himmel in der Richtung von Westen nach Osten bewegen. Die in Greifswald beobachtete Erscheinung ging jedoch in umgekehrter Richtung an der Sonne vorüber.

Man sollte meinen, daß diese Thatsache völlig ausreichend wäre, um den Entdecker und seine Freunde stutzig zu machen und zu größerer Vorsicht anzuhalten. Da würde man aber die selbstgefällige Natur solcher verkannten Genies, die es auf allen Gebieten giebt, sehr verstehen; jede Thatsache und jede Erscheinung, mag ihr Verlauf sein, wie er immer wolle, muß dazu dienen, ihre wunderbaren Entdeckungen ins rechte Licht zu setzen. Der zweite Erdmond war in Greifswald nicht beobachtet worden, das war ja klar; denn der zweite Mond sollte rechtsläufig sein (d. h. sich von Westen nach Osten bewegen), während die Greifswalder Erscheinung linksläufig war (sich in umgekehrter Richtung bewegt hatte). War es also nicht der zweite, je nun, so mußte es ein dritter Erdmond sein, und so hatte der glückliche Prophet schnell eine neue bahnbrechende Entdeckung gemacht, die eines dritten Mondes unserer Erde, der sich entgegengesetzt wie die anderen bewegte. Schnell war der Entdecker nun damit zur Hand, frühere Erscheinungen dieses Mondes nachzuweisen, seine Umlaufzeit und Bahn zu berechnen und seine künftigen Erscheinungen anzukündigen. Diesen Monden schlossen sich dann bald andere an; und es giebt jetzt überhaupt keine auffällige Erscheinung, die nicht sofort als neuer Erdmond gedeutet wird. Geht er nicht an der Sonne vorüber, sondern handelt es sich um irgend eine Lichterscheinung in der Atmosphäre, so hat der an sich dunkle Mond plötzlich die Eigenschaft gewonnen, in phosphorescirendem Lichte zu leuchten, und dergleichen mehr. Natürlich haben alle diese Monde auch Einfluß aufs Wetter, auf die Magnetnadel, auf die Polarlichter etc., und so wird unser Entdecker bald auch als Konkurrent Falb's auftreten, der nur nach einem Monde das Wetter macht, während der neue Prophet ein paar Dutzend zur Verfügung hat. Ist dann das Wetter anders, wie es vorausgesagt wird, — je nun, so hat ein noch unbekannter Mond störend gewirkt, und die Wissenschaft ist wieder um eine neue Entdeckung reicher.

Ohne auf solche ausschweifenden Phantasien einzugehen, kann man doch wohl die Frage aufwerfen, ob aus den vielen beobachteten Erscheinungen nicht doch soviel hervorgehe, daß zwischen Erde und Mond noch ein kleinerer Mond sich um die Erde bewege, der uns zuweilen sichtbar werde. Die Astronomen bestreiten das auf das Entschiedenste. Die in Greifswald wahrgenommene Erscheinung gehört zu den Räthseln, die wie bisher nicht deuten können. Abgesehen von ihrer Rückläufigkeit, war sie nur in einem kleinen Gebiete sichtbar. Zu Pola am Adriatischen Meer und sogar in dem sehr viel näheren Jena wurde zur selben Zeit die Sonne sorgfältig beobachtet, aber nichts trübte ihren hellen Glanz. Das Greifswalder Phänomen gehört aber sicherlich den niedrigsten Schichten der Atmosphäre an, ohne daß wir näher angeben könnten, um was es sich handelte.

Daß eine größere als Mond anzusprechende Masse sich in der Nähe der Erde nicht befindet, außer dem allbekanntesten guten Monde, schließen die Astronomen aus mehreren Gründen. Selbst eine sehr geringe Leuchtfracht, die er seiner Größe entsprechend doch haben müßte und nach seinem Entdecker auch haben soll, müßte ihn bei stundenlanger Einwirkung auf die photographische Platte verrathen. Außerdem müßte er seine Anwesenheit durch die Wirkung seiner Schwere verrathen. Es ist ja bekannt, daß der Planet Neptun vor 52 Jahren durch die Wirkungen seiner Anziehungskraft errechnet wurde, ehe irgend ein menschliches Auge ihn erblickt hatte. Das Verdienst, eine ähnliche Leistung vollbracht zu haben, nimmt unser Entdecker für sich in Anspruch. Mit dem sicheren Tone der Unfehlbarkeit wird dem Publikum, das davon nichts

wissen kann, vorgebet, die Bewegungen unseres Mondes weichen von seinem berechneten Gange deutlich ab, und diese Abweichungen würden durch die neue Entdeckung erklärt. In der That aber schließen sich die wirklich beobachteten Bewegungen des Mondes so genau an seine berechnete Bahn an, daß gerade die Uebereinstimmung der Erfahrung mit der überaus komplizierten Theorie — auf die Bewegung des Mondes wirken die Sonne, die Erde und sämtliche größeren Planeten ein — den Astronomen die unumstößliche Gewißheit gewährt, daß eine unberücksichtigte Masse, ein zweiter Erdmond etwa, nicht vorhanden ist. Natürlich ist damit nicht gesagt, daß nicht irgend ein größeres Meteor, dessen Einwirkung zu schwach ist, um wahrgenommen zu werden, an die Erde gefesselt ist und sie umkreist; so etwas ist sicherlich möglich, doch ist es bisher durch Vorübergehänge an der Sonne oder dem Mond nicht bewiesen. Immerhin wäre es wünschenswert, wenn auch die Laien (Nichtfachleute) auf astronomischem Gebiete alle merkwürdigen Erscheinungen, die ihnen begegnen, möglichst nüchtern beobachten und darüber an Sternwarten oder astronomische Vereinigungen berichten. Die Kenntnis vieler meteorischer und atmosphärischer Vorgänge, die gegenwärtig noch recht gering ist, könnte dadurch nur gefördert werden. — **D. Vorhardt.**

Kleines Revuekon.

— **Der Vogelmord in Italien.** In diesem Thema erhält die „Frankfurter Zeitung“ eine weitere Zuschrift aus Rom, aus der wir das Folgende entnehmen: Die römische Küste betrieb (auch bevor die „roccoli“ hier eingeführt wurden) den Massenfischfang ebenso gut, wie die Provinz der Marken. Außer dem Nachtfang an der Küste giebt es auch den „Fang am Brunnen“. Wasser ist bekämmlich in der Kampagna selten. Um die wenigen Brunnen versammelt sich daher Abends viel gesiedertes Volk. Plötzlich schlägt über dem Brunnen ein Schlagnetz zusammen. Was diese Mörder übrig lassen, fällt den Jägern zum Opfer. Die Jagd in der Kampagna ist frei; wer die Jagdsteuer zahlt, kann Alles schießen, was freucht und flucht. Vom Kreuzenden existiert aber nichts mehr, und so geht es auf die Vögel los. Darum ist auch die Kampagna so still, lautlos still. Was an Sonntagen auch nicht Alles zur Jagd hinauszieht! Proteste nutzen nichts; denn auch die gebildeten Römer spotten über die „Sentimentalität“ der Nordländer und behaupten, Singvögel am Spieß gebraten seien die höchsten Lederbissen einer römischen Tafel. Der unsinnigen Raubjagd haben wir es auch zu verdanken, daß Obst in Rom ein Luxusartikel ist. —

c. **Der Ursprung des Namens „John Bull“** für die englische Nation ist eine Frage, für die trotz vieler Versuche eine endgültige Lösung noch nicht gefunden ist. In dem soeben erschienenen „Archiv für das Studium der neueren Sprachen“ wird nun eine neue Hypothese darüber aufgestellt, die viel für sich hat. Der Name „John Bull“ taucht zum ersten Male auf in der belamten politischen Satire von Arbuthnot: „Die Geschichte von John Bull“ aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Da eine frühere Quelle für den Namen nicht aufzufinden ist, so wird wahrscheinlich Arbuthnot selbst die Erfindung zuzuschreiben sein. Wie er dazu kam, läßt sich aber folgendermaßen erklären: Eine Hauptfigur der Satire ist „Nic. Frog“, der Frosch, der den Holländer darstellt. Daß Holland als eine Art von Sumpf mit vereinzelt trockenen Stellen und die Bewohner als amphibienartige Geschöpfe aufgefaßt werden, war namentlich in der französischen Literatur damals ganz gewöhnlich. Arbuthnot war mit dieser gut bekannt, hat also auch wahrscheinlich die Fabeln von Lafontaine gekannt, da sie auch im Ausland einen großen Erfolg hatten. Die dritte Fabel des ersten Buches handelt nun von dem Frosch, der sich ebenso groß machen will wie der Ochse. Arbuthnot, der ja den Spitznamen „Frosch“ auf die Holländer anwandte, kann durch diese Fabel sehr wohl auf den Gedanken gebracht sein, den Namen „Ochse“, Bull, auf sein eigenes Volk anzuwenden, um das Größenverhältnis zwischen Holland und England zu charakterisieren. Bei der politischen Tendenz seiner Satire wäre diese Deutung wohl möglich. —

Musik.

Aus der Woche. Die Räumlichkeiten, in denen wir unsere Kunstgedenke empfangen sollen, tragen weit mehr, als es zunächst scheint, zur Vollkommenheit dieser bei. Am schlimmsten ist es, wenn sie zu groß sind; die Grenze, an der sie anfangen zu klein zu sein, schwankt hinwieder nach dem Bedürfnis. Für eine genügende Zahl und für eine richtige Größenverteilung der Konzertsäle zu sorgen ist, zumal in einer Stadt des musikalischen Ueberflusses wie Berlin, eine dringende und dankbare Aufgabe. Von diesen Erwägungen aus wurde die Neu-Ausstattung unseres umfangreichsten, leider noch immer etwas „winzigen“ Konzertgebäudes, der Philharmonie, gekrönt durch die Herstellung des neuen Beethoven-Saales in ihr. Am 2. und 3. d. M. fand unter Aufsichtung alles „gesellschaftlichen“ Glanzes seine „Einweihung“ statt, eine von vorn herein außerhalb der Kritik stehende Angelegenheit. Vom nächsten Tag an begann dort die Reihe der Alltagskonzerte ebenso gedrängt wie in den übrigen Sälen — bereits ein Beweis des Bedürfnisses nach einer solchen Ergänzung. Das erste dieser Konzerte war der

Klavier-Abend von Moriz Mayer-Mahr, am 4. d. M. Der Saal reicht über die Mittelgröße eines Konzertsaales hinaus, erweist sich jedoch als gut akustisch und wird dies wohl bei höherem Alter noch mehr werden. Seine geräumigen Sitze und die zahlreichen Eingangsthüren an jeder Längsseite, die freilich den Uebelstand eines kühlen Zuges mit sich bringen, verdienen noch besondere Anerkennung; die künstlerische Ausstattung blieb allerdings in manchem Unrecht befangen. In jenem Konzert hörten wir (bei Mitwirkung von A. Witel und G. Grünfeld) das ziemlich neue Cis-moll-Trio von F. H. Scharwenka, ein gut gemachtes und im letzten Satz auch eigenkräftig anmutendes Werk, und dann aus Schumann's „Kreisleriana“ die zweite Nummer, die unseres Erachtens denn doch beträchtlich anders vorgetragen werden müßte. Ist es die Berliner Atmosphäre, die selbst tüchtigen Spieler da verjagen läßt, wo etwas wie eine andere, „mystische“ Welt beginnt? Tags darauf war dort der erste, der Beethoven-Abend des „Bühmischen Streichquartetts“; nach dem, was über diese Vereinigung längst bekannt ist, und was unser Vertreter von jenem Abend berichtete, können die noch folgenden Abende jedenfalls dem Besuch empfohlen werden. Gleiches gilt von dem „Klavierhumoristen“ O. Lamberg, der am 2. d. M. im Beethoven'schen Saale auftrat und am nächsten Sonntag seine Kunst und seine Künste noch einmal wirken lassen wird. Mit besonderer Anerkennung spricht unser Vertreter von Tilly Koenen, die am 3. d. M. im selben Saal ein interessantes und gut verzeichnetes Programm sang; sie sei weit aus eine der tüchtigsten der in letzter Zeit aufgetretenen Sängerinnen.

Von diesem, einem der kleinsten unserer Konzertsäle werden wir uns zu dem wohl kleinsten, dem im Römischen Hof. Dort hörten wir am 8. d. M. die Vorträge auf zwei Klavieren von Louis und Susanne Rée. Beide spielten gut und mit der in dieser Spielgattung naheliegenden, vielleicht zu großen Zurückhaltung; so gut wie neu war wohl eine „Suite champêtre“ von Louis Rée, in gefälliger, vorwiegend älterer Kompositionsweise, aber echt „zweiklavierig“ angelegt. Auch ein Rezitator, von der Ropp, machte seine Sache gut.

Vom kleinsten in den größten Saal, in die eigentliche „Philharmonie“! Der richtige Raum für moderne Orchestermusik. Im 6. Philharmonischen Konzert vom 9. d. M., dessen Probe am 8. wir hörten, kam von dem durch den „Verein zur Förderung der Kunst“ wiederentdeckten und aus dem freiwillig aufgefundenen Arbeiterland zurückgeholten jungen Komponisten Karl Gleich seine noch ungedruckte „Fata Morgana“, eine „symphonische Dichtung“, eine Programmmusik, aber in der geläufigen Symphonienform und ohne die Absicht der Einzelmalerei. Das Werk ist jedenfalls eine werthvolle und ursprüngliche Leistung, auch mit viel Wohlklang; die reichliche Füllung der Holzbläser trägt dazu noch besonders bei. Der Erfolg war damals beträchtlich, allerdings mit Fischen gemischt; doch schienen es die Fische mehr auf Ill als auf eine aus tiefer Ueberzeugung kommende Bezeugung der Kunst abzusehen. Daß d'Albert's Klavierkunst, zunächst mit seinem einsägigen E-dur-Konzert, wieder großartig wirkte, braucht wohl nur erwähnt werden.

Nicht ungeeignet ist hingegen dieser weite Saal für Kammermusik und lyrischen Gesang. Der Ton verkert sich wie hinter einen Schleier, selbst wenn ein Gura singt. Aber doch erhöhte sein Nieder- und Balladen-Abend vom 6. d. M. wieder die Freude, mit der wir für März seinen drei populären Abenden entgegensehen. Nur möge das Publikum, auf das anscheinend ein solcher Saal ebenfalls vergrößert wirkt, nicht wieder das Nachspiel des am Klavier Mitwirkenden, des würdigen zweiten Ich von Gura, des Professors Heinrich Schwarz, niederlatzen. Psui! — Auch das letzte populäre Konzert der Kammermusik-Vereinigung Barth u. s. w. am 5. litt unter der Raumweite; selbst Schubert's Oter, von ersten Künstlern und in getreuer Vollständigkeit gespielt (der 2. Satz wohl zu langsam), erreichte unseres Erachtens nicht den so unsagbar zarten und seligen Eindruck, auf den es eingerichtet ist.

Unser best-akustischer, seit Menschengaltern „eingespielter“ Saal, die „Singsalademie“, brachte uns diesmal einen bewährten Cellisten und eine neue Geigerin. Jener, Heinrich Kiefer, mußte wegen Verhinderung eines Mitwirkenden eine Hauptnummer ausfallen lassen; aber schon in dem Konzert von Dvorak bewährte er sich als ein Künstler, der ins Instrument eine Persönlichkeit hineinzu legen vermag, und auf dessen Wiederkommen wir uns ebenfalls freuen. Seine Gesangspartnerin, einer der nicht gerade häufigen echten und richtig gebildeten hohen Soprane, Luise W. Voigt, sang leider nur Opern-Arien. Daß doch dieser Import in unseren Konzertsälen endlich aufhören wollte! — Anna Hegner, die wir am 5. hörten, ist eine gute und sympathische Violinvirtuosin; mit der Zeit werden wohl auch ihr Ton und ihr Vortrag größer werden. Auch sie kehrt zu unserer Freude bald wieder.

In dem gemüthlich engen Central-Theater gab es am 7. Januar einen weiten Ausblick auf einen Fortschritt in der Gattung der Operette. „Die Puppe“ von Audran enthält zwar noch manche Leiernummern, überraschte uns aber durch eine dramatisch und insbesondere dialogisch so charakteristische Musik, daß wir zu ihrem großen äußeren Erfolg auch noch den inneren eines musikalisch-geschichtlichen Verdienstes feststellen können. Und Mia Werber als Puppe bedarf nicht erst unseres Lobes, nur unseres Wunschens, diese anstrengende Rolle möge sie nicht zu Grunde richten! — **sz.**

Erziehung und Unterricht.

gk. Ermüdungsmessungen bei schwachsin-
 nigen Kindern. Die Wirkungen der Ermüdung durch den Unterricht,
 die auch bei normalen Kindern häufig vorkommen, treten natur-
 gemäß bei schwachsin- nigen Kindern viel stärker auf; oft haben sie
 epileptische Krämpfe zur Folge. Um nun festzustellen, wie bei dem
 Unterrichte dieser Kinder jede Ueberbürdung vermieden werden kann,
 hat Dr. Heller nach einem Bericht in der „Zeitschrift für Schwach-
 sinnige und Epileptische“ interessante Versuche angestellt. Die Versuchs-
 personen waren 6 Knaben, die sämmtlich leichtere Grade des
 Schwachsinns aufwiesen. Die Knaben wurden an 3 aufeinander-
 folgenden Tagen nach dem Stundenplan einer Hilfsklasse für Schwach-
 sinnige unterrichtet: 3 Stunden vormittags von 8—11 und 2 Stunden
 nachmittags von 2—4 Uhr. Die Messung der bei ihnen auf-
 tretenden Ermüdungserscheinungen erfolgte zu Beginn des Vor- und
 Nachmittagsunterrichts und am Schluß jeder Schulstunde. Die dabei
 angewandte Methode beruht auf folgender einfacher Erfahrung:
 Setzt man auf eine beliebige Stelle der Haut die zwei Spitzen eines
 Zirkels, so empfindet man nur bei entsprechender Entfernung der
 Spitzen deutlich, daß zwei Punkte berührt sind. Werden die Spitzen
 einander genähert, so kommt man schließlich bis zu einer Grenze,
 wo die thatsächlich doppelte Berührung nur als eine emp-
 funden wird. Die Ermüdung beeinträchtigt aber die Fähigkeit,
 seine Unterscheidungen zu treffen, so daß mit zunehmender Ermü-
 dung die Zirkelspitzen immer weiter von einander entfernt
 werden müssen, wenn sie noch als zwei Punkte empfunden werden
 sollen. Die Knaben haben bei den Messungen ihr Urtheil abzugeben,
 ob sie eine einfache oder doppelte Berührung empfinden. Vergleicht
 man dann die Entfernungen der Zirkelspitzen von einander, immer-
 halb deren eine Berührung in ermüdeten Zustand nicht mehr als
 zweifach empfunden wird, mit den entsprechenden Weiten, die im
 ausgeruhten Zustand gefunden wurden, so giebt das Verhältniß
 dieser beiden Werthe ein Maß für die Ermüdungsgröße. Bei dem
 ersten Schüler zeigten sich schon am ersten Unterrichtstage starke
 Ermüdungserscheinungen. Die Ermüdungsgröße steigt beträchtlich
 in der ersten Stunde (Rechnen), fällt kaum wesentlich in der zweiten
 (Sprachlehre) und sinkt hoch ab in der dritten (Heimathkunde).
 Beim Anfang des Nachmittags-Unterrichts ist die Ermüdung
 noch sehr groß und steigt im Verlauf desselben bedeutend. Die
 Pause von 11—2 Uhr scheint also zur Erholung nicht zu genügen.
 Der zweite Schüler zeigte am ersten Tage keine bedeutende Ermü-
 dung, am zweiten war aber schon zu Anfang des Vormittags-
 unterrichtes die Ermüdung sehr groß und nahm fortwährend mit
 unbedeutenden Schwankungen zu. Aehnlich verhielt es sich bei den
 anderen. Der Fünftunden-Unterricht hat danach, selbst mit einer
 Unterbrechung von drei Stunden, eine Ueberbürdung zur Folge.
 Heller ist aber der Ansicht, daß das weniger auf die Länge der
 Arbeitszeit zu schieben ist, als auf die Vertheilung des Unterrichts-
 stoffes auf Lehrstunden. Er hat mit einem halbstundenweisen
 Wechsel der Lehrgegenstände sehr günstige Erfahrungen erzielt. Der
 Nachmittagsunterricht müßte nach seiner Meinung am besten ganz
 vermieden werden; er ist höchstens für körperliche Übungen ge-
 eignet. —

Aus dem Thierleben.

io. Von zwei Affen erzählt Dr. James Weir im Londoner
 „English Mechanic“ Folgendes: Vor einigen Jahren hatte sich in
 der Umgebung von St. Louis ein Kapuzineraffe eine Verletzung
 seiner Vorderpfote zugezogen und ich wurde gerufen, um ihm einen
 Verband anzulegen. Während das Thier sich in der Genesung be-
 fand, lernte es mich genau kennen und that jedesmal einen ver-
 gnügten Ausruf, wenn es mich zu Gesicht bekam. Sein Wärter ließ
 ihn dann heraus, worauf er mein Gesicht mit den Pfoten streichelte
 und zuweilen laute Aeußerungen der Freude hören ließ.
 Eines Tages, als ich wieder nach ihm zu sehen gekommen
 war, wollte ihn der Wärter nicht aus dem Käfig heraus-
 lassen. Der Affe schien darüber äußerst verwundert und
 verlegen und setzte sich scheinbar in tiefen Gedanken auf den Boden.
 Plötzlich that er einen lauten Schrei wie in großem Schmerz
 und begann in seinem Käfig auf und nieder zu gehen. Dabei hielt
 er die verletzete Pfote, aber schon seit mehreren Wochen völlig ge-
 heilte Vorderpfote mit seiner anderen Hand und betrachtete sie mit
 besorgtem Blick. Sowohl dem Wärter wie mir war sofort klar, was
 der Affe wollte: er heuchelte eine neue Verletzung, damit er zu mir
 herausgelassen würde. Er sollte sich auch nicht verrechnen haben und
 seine Klagen hörte sofort auf, sobald er seinen Zweck erreicht
 hatte. . . . In demselben Affenhaus befand sich ein Klammeraffe,
 der der glückliche und eifersüchtige Besitzer eines kleinen Metall-
 spiegels war, den er stets sorgfältig in einer seiner Hände trug.
 Er schien ihn als einen großen Schatz zu betrachten und war außer-
 ordentlich besorgt, daß die anderen Affen ihn stehlen möchten.
 Dr. Weir wollte sehen, wie er sich nun während der Fütterungszeit
 verhalten würde, da er stets mit beiden Händen die Speisen zum
 Munde zu führen pflegte und veranlaßte den Wärter, eine Schale
 mit Milch und Brot in den Käfig zu stellen. Der Affe warf einen
 schnellen Blick auf die Futterhaale, aber sofort fiel ihm ein, daß er
 mit der freien Hand gegen die anderen Affen, die mit ihm im Käfig
 waren, zu kurz kommen würde. Er rannte einige Male im Käfig
 hin und her und machte dann plötzlich Halt, indem er sich die Sache
 reiflich zu überlegen schien. Plötzlich eilte er auf die Vorderseite

des Käfigs, streckte seine Hand durch das Gitter und drückte den
 kostbaren Spiegel dem Wärter in die Hand. Dann machte er sich
 ungehindert über die Schale her und begann seine Vordentaschen
 eifrig mit beiden Händen zu füllen. —

Meteorologisches.

Eine merkwürdige Uebereinstimmung in ihrer jährlichen
 Regenmenge zeigen die drei Hauptstädte Paris, Wien und
 Berlin, die, klimatisch betrachtet, doch manche beträchtliche Verschieden-
 heiten aufweisen; für diese drei Orte beträgt die jährliche mittlere
 Regenhöhe in Millimeter bezw. 579, 574, 574. In den Alpen
 ist die Menge der Niederschläge am stärksten; darunter leiden
 natürlich auch die dort gelegenen Kurorte. Luganos Regenmenge
 beträgt das Dreifache derjenigen der norddeutschen Tiefebene. Wenn
 alle Niederschläge, welche die Alpen treffen, die Gestalt von Wasser
 hätten und nicht zum großen Theile Schnee wären, dann würde
 die lombardische Ebene wohl niemals das fruchtbare Gelände sein,
 das sie heute ist. Nach angestellten Berechnungen geben die
 Gletscher der Alpen im Sommer täglich über vier Millionen Kubikfuß
 Wasser ab; dazu kommt das Abschmelzen der Schneefelder, welches
 schneller vor sich geht und zur wärmeren Jahreszeit das Aufschwellen
 der Flüsse hervorruft. Von letzterem ist wiederum die Po-Ebene ihrer
 Lage nach am unmittelbarsten heimgesucht. Während die Alpen sich
 nach Norden, nach Deutschland hin allmählig abdachen, fallen sie steil
 nach Italien zu ab; die Schneewässer stürzen also auch schneller
 und massenhafter dem Po zu. Dabei wirken die aus eintägigen
 Gletscherflüssen entstandenen oberitalienischen Seen wohlthätig, in-
 dem sie als zurückhaltende Reservoirs wirken. Der Tessin würde
 seine zur Ueberschwemmungszeit auf 5400 Kubikmeter bemessene
 Wasserabgabe in der Sekunde an den Po bedeutend steigern können,
 wenn nicht der Lago Maggiore mächtig einwirkte. Zum Vergleich
 sei bemerkt, daß der Tiber bei höchster Ueberschwemmung gegen 2000
 Kubikmeter in der Sekunde dem Meere zuführt. Aus diesem einen
 Beispiele ergibt sich schon zur Genüge die reiche Wasser-
 versorgung des Po, der denn auch bei der nur halben Länge des
 Rheines diesem deutschen Strome an jährlicher Wasserfülle gleich-
 kommt. —

Humoristisches.

— Doshast. Käufer: „Haben Sie das Buch: „Der kürzeste
 Weg zum Reichthum?“
 Buchhändler: „Gewiß — hier ist es. Wünschen Sie viel-
 leicht auch diesen „Auszug aus dem Strafgesetzbuch?“
 („Jugend“.)
 — Ein Vorschlag. Arzt: „Nun hab' ich schon alle Mittel
 vergeblich versucht, und nichts will nützen!“
 Patient: „Wie wär's, Herr Doktor, wenn Sie 'mal mit der
 Behandlung aussetzen würden?“ —

Notizen.

— Der diesjährige internationale Presselongrek
 wird vom 4. April ab in Rom tagen. —
 — Von der Leitung des Wiener Burg-Theaters ist
 die Erstaufführung von Gerhart Hauptmann's „Zu-
 hrmann Henschel“ auf den 19. Januar festgesetzt worden. —
 — Von dem Vorstand des Vereins Berliner Künstler
 geht den Berliner Blättern die Erklärung zu, daß die Herrn von
 Werner zugeschiedenen Aeußerungen von diesem wieder dem Zu-
 halt nach der Form nach gethan sind. —
 — Neue Ausstellungen: Im Kunstalon Schulte
 haben jetzt die Münchener „XXIV“ zum vierten Male eine
 Ausstellung veranstaltet. — Eine Sammlung von Gemälden der
 Hermione von Preuschen ist in dem Hause Potsdamerstr. 129
 ausgestellt. — Anfang Februar wird in den Räumen der Ala-
 demie, unter den Linden, eine Ausstellung für
 künstlerische Photographie“ eröffnet. — Zum Besten
 der Hauspflege haben eine Anzahl Künstler, z. B. Wlod, Frau
 Vegas-Parmettier, Dora Hib, Frau Hedinger, Gaus Hermann,
 Koner, Frau Koner, Liebermann, Lederer, Leistikow, Meyerheim,
 Franz und Cornelia Paczka, Reinhold, Siemerling, Starbina, Stöwing,
 Hugo Vogel sich bereit erklärt, ihre Ateliers dem Publikum
 zu bestimmter Zeit zugänglich zu machen. Zu demselben
 Zweck gestatten auch eine Anzahl Kunstfreunde an gewissen
 Tagen die Besichtigung ihrer Sammlungen. —
 — Zur Förderung der bakteriologischen Forschung
 in England hat Lord Iveagh dem „Jonner Institute of
 Preventive Medicine“ 5 Millionen Mark geschenkt. —
 — Zur Beobachtung des Leonidensternschuppen-
 falls wird von der Wiener Akademie der Wissenschaften am
 15. November d. J. eine Expedition nach Ostindien ent-
 sandt werden. —
 — In den norwegischen Vogteien Stjør- und Vaerdal,
 sind im Jahre 1898 nicht weniger als 48 Elche zur Strecke ge-
 bracht worden. Das häufig befürchtete Aussterben dieser seltenen
 Thiere steht also im hohen Norden noch in weiter Ferne. —